

(Nachdruck verboten.)

## Der Kaskl vom Hollerbräu.

80]

Roman von R. von Sehdliß.

Kaskl wandte sich endlich um, denn auf diesem Wege war nicht weiterzukommen; er drängte hinaus auf die Landstraße, und lief bis zur Mauer des Kellergartens, dort überzusteigen.

Aber den Gedanken hatten andre auch gehabt, und nicht die besten. Er begegnete laufenden Leuten mit Tischen und Stühlen, die merkwürdig ähnlich denen vom Keller waren. Doch ohne sich aufzuhalten, ging er auf die niedere Mauer zu, und erklimmte sie. Von oben, als er hinabsprang, sah er zum erstenmal den Brand in ganzer Ausdehnung, aber auch zugleich den Kellergarten, der bereits voll Menschen war. Er lief bis hinten an die Verbindungstür neben der Halle und schloß auf; die wenigen Schritte bis zur Mauer der Mälzerei durchflog er im Nu, und einmal hier, übersprang er auch diese Mauer.

Von der Müt versengt, die dicht vor ihm zu den Fenstern und zum Dache hinaustraste, stand er einen Augenblick im Hofe.

„Was wollen S' da?! Hier darf niemand herein!“ schrie ihm ein Feuerwehrmann zu.

„Bin ja der Bräumeister!“

„Ja, nachher. — Des is was!“ sagte der besänftigte Mann, mit einer Art Mitleid; und Hegebart eilte neben dem brennenden Gebäude weiter. Hier, am Eingang zur Mälzerei, war die erste Spritze schon in Thätigkeit, Hornsignale, gesten durch das Krachen und Prasseln, und die glänzenden Helme liefen hin und her. Auf das Kommando eines Vorgesetzten traten mehrere Leute zum Drehterzium, der hier links das Grundstück abschloß, und legten ihn mit wuchtigen Arzthieben nieder. Draußen warteten mehrere Spritzen und Leiternwagen, die nun im Sturmschritt angriffen.

Der rasende Flammenhaufen im Innern tobte jedoch immer wilder. Leute, die mit den Schläuchen an den Leitern hinauf zu den oberen Fenstern stiegen, kamen wieder herunter, betäubt, ersticht und versengt: da war nichts mehr zu retten! Endlich kroch Kaskl zwischen den Wagen durch und eilte weiter, da er beim Anblick der schäumenden, atemlosen Pferde plötzlich an die Ställe und Wagenschuppen erinnert wurde, die den unteren Teil des Gebäudes nach der Querstraße zu einnahmen. Denn durch die jähe Senkung des Bodens bedingt, wies hier der Bau einen Stock mehr auf als oben, und da unten waren die Pferde der Brauerei, zwanzig an der Zahl. Ueber dem Stall lag ein Schuppen mit Vorräten an Fässern, Bech und Futter. Dieser war noch unverfehrt, aber im Moment, als Kaskl vorbeilief, schoß eine Rauch- und Feuergarbe hinein, die durch die Verbindungstür aus der Mälzerei hervorbrach.

Kaskl sprang in Säßen hinab und atmete befriedigt auf, als er sah, daß die Tiere ins Freie gezogen wurden. Er sah zuerst dort einen und den andern der Burschen, sonst und überall nur Feuerweh.

Hier unten standen zwei Spritzen und arbeiteten heftig. Die Schläuche waren oben, auf der eisernen Brücke, gehalten durch ein paar behelmte Gestalten, die die gischenden Strahlen des Wassers auf die Brauerei richteten, um diese von außen gegen den sengenden Funkenhagel zu schützen. Von Zeit zu Zeit kehrten die Leute das Wasser gegen sich selber, um nicht selbst zu verbrennen.

Es war ein düsteres Stück Heldenarbeit, da oben im Funkenregen zu stehen. Die Brücke konnte nur so lange halten, als die Mauer der Mälzerei hielt. Aber Malz brennt wie Spiritus; es zerstob in die Luft, Milliarden brennender Körner regneten herab wie ein Niesenfeuerwerk, alles verwirrend und betäubend. Niemand konnte hinaufsehen, unten wurden die gepeinigten Pferde rasend und schlugen sich und die Umstehenden halbtot, ehe man sie wegführen konnte.

Plötzlich kam in eiligem Trab eine Gruppe vom brennenden Bau herab: Kaskl sah schauernd eine schwarze längliche Masse tragen, von der glimmende Fetzen hingen. Er starrte vorgebeugt näher daraufhin: das bewegte sich — das lebte noch — das war ein sterbender, brennender Mensch!

Ein Grauen fuhr ihm durch den Leib und schnürte ihm den Hals . . .

In all der Verwirrung, der Glut, dem lähmenden Schrecken stand er unfähig und blöde da; was konnte er thun?

Ein Blick, den er von Zeit zu Zeit über das Braugebäude warf, sagte ihm, daß es da nicht brenne. Aber war's nicht besser, dort einzutreten und zu sehen, was zu thun sei? Zusammenrassen, was das Wertvollste war, konnte ja nicht schaden.

Er trat ein, und lief zuerst ins Sudhaus. Ein Bursch stand da, wie ein Kind weinend und schluchzend vor der Feuerung und goß Wasser in die Flammen des Ofens. . . Kaskl jagte ihn fort. Dann sprang er in die Burschenkammer; die war leer, Kisten und Betten waren fort. Nun sprang er hinauf in seine Wohnung. Nebenan, bei Ringelmann, hörte er schreien. Er sprang hinein; in einem Zimmer am Fenster stand Ringelmanns Frau und warf hinter in den tiefgelegenen Nachbargarten, was ihr in die Hand kam, die ganze Zeit schreiend, als brenne sie selber.

Kaskl rief nach Ringelmann, aber vergebens. Dann lief er in seine Wohnung und packte rasch zusammen in Leintücher und Tischdecken, was er für wichtig hielt. Wenig Schreibereien, einige Kleider und kleine Sachen; zuletzt, da er sah, daß Zeit genug war, nahm er noch ein großes Tuch und warf Wäsche, Bücher und Stiefel hinein; kurz, er bewerkstelligte einen ganzen Umzug, und eilte mit den Sachen hinab. Aber dort strömte noch der Funkenregen, darum lief er seitwärts bis zum Nachbarhaus, und trug es dahinein; die Leute nahmen es durchs Fenster in Empfang.

Jetzt kehrte er zurück; da kam ihm die Idee, nochmals nach Ringelmann zu sehen. Aber er mußte wohl im Comptoir sein. Da sprang er dorthin, in das niedere Seitengebäude. Dort war Licht. — Und da war Ringelmann, mitten auf dem Boden kniete er, und band, ganz wie Kaskl soeben gethan, alles Erreichbare in einen großen grünen Vorhang, den er herabgerissen. Die Kasse stand offen und war leer.

Eben wollte er den Ohm anrufen, da brach hinter ihm ein blendendes Licht aus und Geschrei erkönte.

Wie er sich umwandte, sah er mit Entsetzen, daß jetzt helle Flammen aus dem Brauhause fuhren!

Wie war das möglich, — er war doch eben oben gewesen? —

Er lief hinaus und sah schauernd zu, wie die Flammen fraßen. Hinter ihm sprang Ringelmann zum Comptoir hinaus, das grüne Paket im Arm und raunte damit in die Brauerei.

„Wo willst denn hin, 's brennt droben!“ schrie Kaskl ihm nach. Aber schon war er die Treppe hinauf zur Wohnung.

Jetzt stürmten Löschmannschaften ins Haus, Spritzen fuhren an und begannen im Funkenregen ihre Thätigkeit. Kaskl war wie gelähmt von dem neuen Schreck, er begriff nicht, wie das Feuer so schnell hatte überspringen können. Das Dach war rauchumwölkt, um die Fenster züngelten oben die Flammen.

Zwei Feuerwehrhauptleute kamen vor Kaskl zu stehen.

„Ich war oben,“ sagte der eine. „Mir scheint, dort lagert viel böses Zeug. 's hat so nach Petroleum gestunken!“

Kaskl erinnerte sich jetzt, daß auch ihm der Geruch aufgefallen war.

„Ist noch jemand in der Wohnung?“

„Nein, ich glaub nicht.“

In demselben Augenblick brachte man aber den ohnmächtigen Ringelmann zum Haus heraus; die Frau schrie und jammerte hinterher.

Kaskl sah, daß es Ringelmann war; aber er begriff nicht — er war in Unterkleidern. Eben hatte er ihn doch noch in Kleidern gesehen!

Er lief herzu. Die Frau weinte und heulte: „Ach Gott, Kaskl, dees Unglück! Und mei' Mann noch krank derzu! Hat den ganzen Nachmittag schon im Bett liegen müssen — jetzt wird er 'n Tod davon haben! — Ach Gott, ach Gott!“

Sie trugen den Kranken fort, — Kaskl stand einen Augenblick sprachlos — dann sprang er mit einem Satz ins Haus — „die Bücher!“

Denn die Bücher hatte Ringelmann — oder wer's gewesen war, doch soeben ins Haus getragen . . . Und Bargeld vermuthlich auch —!

Er stürzte hinaus — er suchte. Er dachte nicht an das Wie und Warum, — er suchte. Jergendwo mußten die Sachen sein . . . Von Zimmer zu Zimmer eilte er, hastig in alle Ecken spähend: die Fenster ließen eine blendende Glut herein, bis unter die Möbel war alles taghell . . .

Als er die letzte Thür aufstieß, brach ihm der erstickende Schwaden entgegen, — einen halben Blick nur warf er hinein — ein Haufen Sachen und Bücher lag mitten im Zimmer, umloht von einer Flammengarbe, die nicht von außen, nicht von oben kam, — das Zimmer brännte von selbst. —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten)

## Der Ortskranke.

Von Lucien Descaves.

Das Tagewerk war beendet; schon senkte sich der Schummer der Dämmerung auf die Landschaft hernieder, da setzte sich mein Nachbar, der Maire, neben mich auf die Bank des Hauses, das ich für den Sommer gemietet hatte. Die Bank bestand aus einem schmalen, wurmstichigen Brett, das auf Klöße genagelt war; und ich schrieb ihr klapperiges Aussehen weit weniger den Unbildern der Bitterung zu, als den Generationen, die sich darauf ausgerührt und sich von Anstrengung und Krankheit darauf erholt hatten. Plötzlich fiel die Stimme des Maires in meine Betrachtungen, wie ein Stein in das ruhige Wasser fällt, und schreckte mich aus meinen Sinnen auf.

„Na, Herr, gefällt's Ihnen hier? 'ne schöne Gegend, . . . was? . . . und gesund! . . . hier sind die Leute nie krank, sie dürfen nicht krank sein!“

Er sprach laut, mit gebieterischer Stimme, wie ein Mann voll Kraft und Gesundheit, der eine bedeutende Stelle einnimmt. Ich betrachtete ihn, er schien in der That recht gesund und kräftig zu sein; das Gesicht bedeckte ein schwarzer und dichter Bart bis zu den Augen, während in dem zurückgeschobenen Hemde die behaarte Brust zum Vorschein kam.

„Ich liebe diese Gegend,“ versetzte ich, „und ihr gesundes Klima wirkt auf mich wie eine lange Lieblingung.“

„Ja,“ fuhr er fort, „wie kam man auch in diesen Seebädern leben, wo man sich alle Augenblicke unheilbare Krankheiten zuzieht? Die Luft kann ja gar nicht soviel verdorbene Stoffe in sich aufnehmen, man muß dort das Fieber einatmen, ob man will oder nicht. Sind Sie auch meiner Meinung? Ich verabscheue die Leute, die da leiden, und der Anblick der Krankheit ist mir unerträglich.“

„Das ist meine Ansicht nicht! Augen, in denen man die Verzweiflung über ein unheilbares Leiden liest, weden in mir mehr Traurigkeit und Mitleid, als Ekel und Widerwillen.“

Ich sah, daß dieses Geständnis mir bei meinem Gegenüber schadete, und er sich fragte, ob mich nicht ein geheimes physisches Leiden in die Kategorie der von ihm so verachteten Wesen drängte. Doch in demselben Augenblick fuhr ein Mietswagen bei uns auf der Landstraße vorüber, mein Nachbar wechselte mit dem darin sitzenden Herrn einen kalten Gruß und die Unterhaltung, die sonst jedenfalls eingeschlafen wäre, wurde wieder lebhafter.

„Das ist der Doktor Clarence,“ sagte der Maire, „er kommt eben von dem Vater Faradet. Nein, das kann ich nicht so weiter dulden; bei der nächsten Bezirksversammlung werde ich mit dem Präsesen darüber reden.“

„Wer ist denn der Vater Faradet?“ fragte ich.

„Ein alter Ortsarmer, der immer krank ist, fortwährend auf der Krankenliste steht und dem der Doktor Clarence seine Behandlung angeheilen läßt. Ich müßte eigentlich sagen, er verschwendet sie an ihn, er verschwendet sie in skandalöser Weise. Jetzt ist er schon wegen eines erbärmlichen kleinen Geschwürs, das der Alte am Bein hat, dreimal gekommen.“

„Nun,“ warf ich ein, „was schadet Ihnen denn das?“

„Wie, was mir das schadet? Man merkt, daß Sie mit den Gesehen nicht vertraut sind, und namentlich von der Anwendung des Gesehes vom 15. Juli 1893 über den unentgeltlichen ärztlichen Beistand in besonderen keine Ahnung haben. Dieses Geseh bestimmt eine ärztliche Behandlung zu Hause oder in einer Heilanstalt für alle Kranken, denen die Mittel fehlen, sich selbst einen Arzt zu verschaffen, und zwar auf Kosten der Gemeinde, des Departements oder des Staats. Die Einrichtungen des neuen Gesehes sind seit dem 5. Januar 1895 in Kraft, und ich habe Zeit gehabt, die Unzuträglichkeit dieser Bestimmung klar und deutlich zu erkennen.“

„Worin bestehen denn diese Unzuträglichkeiten?“

„Urtheilen Sie selbst! Unsere Gemeinde, mein Herr, hatte nicht auf die staatliche Regelung dieser Angelegenheiten gewartet, sondern schon vorher die ärztliche Behandlung der unbemittelten Kranken in Angriff genommen. Da aber das fakultative Regime vom Jahre 1851 uns die Wahl der Systeme überließ, so können Sie sich natürlich denken, daß ich mich zu dem billigsten entschlossen habe. Ich bezahlte also den Arzt im Abonnement. Für 100 Fr. jährlich verpflichtete er sich, die Kranken meiner Gemeinde, die ihn zu sich

rufen ließen, zu Hause zu behandeln. Können Sie sich etwas Besseres denken?“

„Gewiß nicht! Das einzige wäre, daß bei dieser Bezahlung, die für den Arzt eigentlich unvorteilhaft ist, früher oder später eine Nachlässigkeit von seiten des Arztes eintritt, oder daß dieser mehr Kranke in die Hospitäler aufnehmen läßt.“

„Ja, wenn wir uns bei solchen Kleinigkeiten aufhalten sollten!“ rief der Maire. „Die Kommunalabgaben, die bei uns für den Krankendienst ausgeworfen sind, sind bescheiden, aber sie genügen. Meine Pflicht ist es also in erster Reihe, dafür zu sorgen, daß das Geld nicht vergeudet wird. Bei dem Bezahlsmodus aber, zu dem uns die Vorschriften der Präfektur jetzt zwingen, wird es vergeudet. Der Arzt erhält 1 Fr. pro Besuch, außerdem 50 Centimes pro Kilometer Begegeld, wobei der Rückweg noch nicht einmal mitgerechnet wird. Die Nachtbesuche werden mit 2 Frank bezahlt. Was geschieht nun?“

„Das kann ich mir denken! Der Arzt, der früher nicht oft genug kam, kommt jetzt zu oft.“

„Sehr richtig! Die alten Ärzte aus der Stadt haben sich wohl gehütet, sich der neuen Bestimmung zu fügen; aber ein neuer, ein ganz junger Mensch, ohne jede Praxis, hat alle Bedingungen unterschrieben. Da er sämtliche Gemeinden des Bezirks behandelt, so liegt es natürlich in seinem Interesse, daß möglichst viel Krankheitsfälle vorkommen. Da muß er den einzelnen Fall natürlich in die Länge ziehen, das begreifen Sie doch! Er macht drei Besuche, wo ein einziger vollständig ausreichen würde.“

„Woher wissen Sie denn das? Ist er fleißig und tüchtig?“

„Das will ich nicht bestreiten. Aber ebenso richtig ist es, daß der Betrag seiner Honorare sich im letzten Jahre auf 162 Frank 50 Centimes erhöht hat.“

„Anstatt der hundert Frank, die Sie der ärztliche Dienst im Abonnement gekostet hat? Differenz 62 Frank 50.“

„Ja, wohl, mein Herr; und ich sehe fürs nächste Jahr eine noch größere Ausgabe. Bedenken Sie doch: die Gemeinde liegt von der Stadt 5 Kilometer entfernt. Und jetzt kommt der Doktor Clarence in dieser Woche schon zum drittenmal und besucht den Vater Faradet wegen eines lumpigen Geschwürs. Ich wiederhole Ihnen, es ist nichts weiter, als eine ganz erbärmliche, lumpige Weimunde. Das ist kein gewissenhafter Arzt! Uebrigens sind die Kranken ebenso gewissenlos. Infolgedessen hat man ihnen auch das Bißwasser und den Chinatwein, mit dem sie einen wahren Mißbrauch trieben, gestrichen. Heute bekommen sie nur noch das Chinin in Pulverform, und die Salze, die zur Fabrikation des Mineralwassers benutzt werden, gratis geliefert. Das ist schon etwas, aber ich hoffe, noch mehr durchzusetzen. Das Geseh — ich habe mich genau danach erkundigt — hat nichts dagegen, daß ich meine frühere Einrichtung wieder aufnehme. Na, der Doktor Clarence wird sich schön ärgern. Wenn man auf die armen Kranken hörte und ihnen nachgeben wollte, dann könnte die Gemeinde ihrem Dünin entgegengehen, und wir würden nur für sie arbeiten. Das ist eine Schraube ohne Ende!“

„Sagen Sie mir eins,“ warf ich ein, „verlieren Sie unter dem neuen Regime und mit dem neuen Arzt mehr Kranke, als bei der früheren Einrichtung und bei den früheren Ärzten?“

„Wir verlieren vielleicht weniger, ja, zwei oder drei. . . . Aber das ist doch nicht die Hauptsache!“

Der merkwürdige Maire wollte in seiner Verweissführung fortfahren, als ein junges Weib, das sich weinend die Schürze vor die Augen hielt, auf ihn zulam.

„Wohlwollend fragte sie der Maire: „Na, Luise, was giebt's denn?“

„Was es giebt, Herr Maire? Mit dem Vater steht es sehr schlecht. Der Herr Doktor Clarence erklärt, er würde die Nacht nicht überleben. Gegen den Brand giebt's eben kein Mittel.“

„Oh, oh, die Sache war also ernst? Hm, hm! Der arme Faradet!“

Dann wandte sich der Maire nach mir um und fügte hinzu:

„Na, hatte ich nicht recht, wenn ich Ihnen sagte, die vielen Besuche wären ganz unnütz?“

Er zuckte die Achseln, stand auf und wünschte mir guten Abend. Ich ging ebenfalls ins Haus hinein, am nächsten Morgen, als ich meinen Hauswirt traf, wollte ich doch wissen, ob die Gemeinde mit ihrem Maire zufrieden sei.

„Oh, das ist ein guter Maire, ein sehr guter Maire“, versetzte der Mann; „er hat im ganzen Arrondissement nicht seinesgleichen; ja, ja, der wälzt seine Arbeit nicht auf andre ab, wie es so viele thun. . . . Er ist ein tüchtiger Arbeiter, legt bei allem selbst Hand an, und dabei ist er doch der reichste Mann aus der ganzen Gegend. Manchmal schmauzt er uns ganz gehörig an, aber darüber darf man sich nicht beklagen; dafür sorgt er auch für die Interessen der Gemeinde, als wenn es seine eignen wären. . . . Er brauchte bloß ein Wort zu sagen, dann stellen wir ihn als Deputierten auf!“ —

## Kleines Feuilleton.

— Max v. Pettenkofer, der Begründer der experimentellen Hygiene, hat sich in München aus Furcht vor drohendem Wahnsinn erschossen. Pettenkofer war am 8. Dezember 1818 in Dichtenham bei Neuburg a. d. Donau geboren. Seit 1847 lehrte er medizinische Chemie an der Münchener Universität. Am bekanntesten wurde

Pettenlofer durch seine Arbeiten über den Luftwechsel in Wohngebäuden (Ventilation), sowie durch die gemeinschaftlich mit Karl Voit angestellten Untersuchungen über den Stoffwechsel. Ein großes Verdienst erwarb er sich durch seine Untersuchungen über die Verbreitungsart der Cholera, wobei er den Einfluß des Bodens und des Grundwassers und deren Verunreinigungen in Betracht zog, die Ansteckungsgefahr der Cholera sah aber Pettenlofer im Gegensatz zu Professor Koch nicht in der Bakterienübertragung des einzelnen Kranken auf seine Umgebung, sondern in der Choleralokalität, die sanitäre Verbesserungen erzielte. Auf Antrieb Pettenlofers wurden 1865 an den bairischen Universitäten eigne Lehrstühle für Hygiene errichtet. —

**k. Die Anden als Goldland.** Martin Conway, der in der letzten Woche auf der „Oceanic“ von seinen Forschungsreisen in Südamerika zurückkehrte, machte Londoner Blättern zufolge über die hervorragenden Goldlager der Anden folgende Mitteilungen: Am Ostabhang der Anden in Peru und Bolivia giebt es eine ganze Anzahl Flüsse, die sehr goldreich sind. Zu den Zeiten der Inka's und während der ersten Zeit der spanischen Niederlassung wurde von den Eingeborenen und dann von den Spaniern vielfach Gold aus dem Flußsand gewaschen. Die Arbeit war jedoch überaus mühsam, da die Verlichteiten sehr unzugänglich waren und insolgedessen große Schwierigkeiten beim Transport der Nahrungsmittel und anderer für die Goldwäscher nötigen Dinge zu dem Schauplatz der Thätigkeit entstanden. Verschiedene Versuche sind seitdem gemacht worden, um die Ablagerungen zu bearbeiten, aber obgleich auch alle zu dem Zweck gebildeten Gesellschaften Gold fanden, haben sie doch fast immer ohne Nutzen gearbeitet. In den letzten Jahren waren einige jedoch, die die Ausbeutung auf geschicktere Art unternommen hatten, erfolgreich. Conway berichtet weiter, daß in der peruanischen Provinz Sautia 200 bedeutende Goldentdeckungen gemacht worden sind. Die benachbarte Provinz Carabaya ist ebenso reich. Die Goldbezirke sind indessen nicht für arme Leute geeignet, die nur die Ausrüstung eines Goldschürfers haben. Die Schwierigkeiten des Transports, ferner das Fieber und der Widerstand der feindseligen Indianer, alle diese Umstände bereiten zu große Schwierigkeiten, als daß sie von dem einzelnen Bergmann gelöst werden könnten. „Bedeutende Geologen sagen, daß dieses Gebiet der Anden das reichste unentwidelte Goldland der Welt ist“, schloß Conway diesen Bericht. Er selbst beabsichtigt eine Expedition auszusenden, die seine eignen geographischen Untersuchungen beendet und in den vom Meere entfernten Gegenden botanische Sammlungen macht. Diese Expedition soll nur wissenschaftliche Zwecke verfolgen. Große Gebiete unter einem Niveau von 1500 Fuß über dem Meeresspiegel gewähren ferner einen Anreiz, der sofort nutzbar gemacht werden könnte, nämlich Kautschuk. Der Entwicklung des mineralreichen Lands würde wahrscheinlich die Entwicklung der Kautschukwälder folgen. Höher hinauf ist der Boden sehr fruchtbar und erzeugt Kaffee und Kakao. Die landwirtschaftlichen Gebiete könnten jedoch solange nicht entwickelt werden, als es an leidlichen Wegen fehlt. Zum Schluß betonte Conway noch einmal nachdrücklich, daß das Land nur mit Hilfe verbesserter moderner Methoden nutzbar gemacht werden kann. —

### Musik.

**Verdi-Feier.** — Die Geduld des Publikums gegen das Schablonenmäßige leistet nicht bald irgendwo so Großes wie gegenüber festlichen Veranstaltungen, die sich als künstlerisches und im Dienste der Kunst geben. Ein klassisches Trauermusikstück und eine klassizistische Huldigung mit einem Prolog, wie ihn vor so und so viel Jahren irgend ein im „Deutschen“ geübter Synonymast anfertigen konnte: das war der Einfall unsrer Opernhäuserleitung zu einer Gedächtnisfeier für Verdi. Ob dann Fräulein Lindner diese Verse vom „grünen“ Kranz usw. hätte weniger geschwollen sprechen können, mag einer Sonderbetrachtung über Vortragskunst anheimgestellt bleiben. Jedenfalls gehört der Mangel an aller Produktivkraft, die Unselbstständigkeit, wie sie hier in einem allerdings wenig belangreichen Fall von jener Direktion behätigt wurde, zum Widerlichsten, was es giebt. Produktivität, Fruchtbarkeit kann natürlich nicht so verlangt werden wie etwa Korrektheit; daß jemand jene nicht besitzt, ist für ihn kein Vorwurf; daß er ohne sie etwas unternimmt, das ihrer bedarf, wird für ihn, zumal wenn die Sache auch hätte unterbleiben können, allerdings zum schweren Vorwurf.

Und gerade nach jener banger halben Prologstunde gab es wieder einmal den Genuß einer Produktivität, wie sie selten wieder vorkommt: eine Aufführung des „Falstaff“ von Verdi. Der Komponist hatte jahrzehntelang Bedenken getragen, ein komisches musikalisches Werk zu schreiben, abgesehen von einem vorübergehenden Jugendversuch. Er sählte und wußte wohl, daß man — insbesondere in der Kunst — ein Unternehmen lieber bleiben läßt, als daß man es ohne die entsprechende Produktivkraft beginnt; er hielt sich an die naheliegende Wahrscheinlichkeit, daß ein Komponist, der zwei Menschenalter lang sich in seiner seriösen und pathetischen Schaffensart bewährt, auf ganz andern Gebiet minder kräftig schaffen werde; und erst die besonnenste Ueberlegung, vermutlich mit einem bald nicht mehr zu haltenden Produktionsdrang und gerechtfertigt durch eine sowohl an sich produktive als auch fruchtbar machende Textdichtung — von Arrigo Boito — brachte ihn zur Komposition dieser „lyrischen Komödie“. Als sie herauskam, war der Meister 80 Jahre alt (1893). Daß sie das Werk einer wirklichen Zeugungskraft war und vielleicht nur in dem Mangel an Konzentration

zu musikalischen Höhepunkten einerseits von dem früheren Verdi, andererseits von Wagners „Meisterfingern“ übertroffen wird; daß Text und Komposition namentlich durch die Mannigfaltigkeit der Unterordnung des Orchesters sowie durch die originelle Anordnung der spielenden und singenden Gruppen das Stück zu einem besonderen Fortschrittspunkt in der Geschichte der dramatischen Musik machen usw.: auf das alles brauchen wir gegenüber einem bereits allgemein bekannten Stück nicht erst näher einzugehen.

Die Aufführung war im Rahmen dessen, was unser Opernhaus darzubieten hat, sehr gut und zumal im besten Sinne des Wortes animiert. Was das heißt, „im Rahmen dessen“ usw., wäre allerdings gerade angesichts einer solchen Aufführung besonders einleuchtend auseinanderzusetzen, da die „Leichtfüßigkeit“ dieses unsagbar heiteren Werks erst recht sehr das Schablonenhafte und Schwebewegliche eines gewöhnlichen Operntheaters fühlen läßt. Die dargebotene Gesangskunst stand diesmal im Durchschnitt nicht um viele Nuancen über der des Theaters des Bestens. Im Durchschnitt: denn es gab viel Ungleiches. Herr Bachmann in der Titelrolle war vorzüglich, ausgenommen, daß ihm der Glanz der Stimme fehlt, der insbesondere zum Durchdringen durch das meist vorlante Orchester nötig wäre. Fräulein Goetze erwies sich wohl als die beste Sängerin des Abends; auch Fel. Rothausen und einige der übrigen Sänger sangen lobenswert. Andere freilich, wie besonders die Damen Hiedler und Dietrich, jene mit ihrem geprechten, diese mit ihrem quietstenden und betonierenden Singen, könnten recht gut noch einen Kurs bei Professor Geh vertragen — wie denn allen hiesigen Opern- und Operettentheatern ein eigener Gesangsmeister zu fehlen scheint. — sz.

„Wahntrud“ von Rudolf. — Alles das bleiben lassen, wozu die Kräfte durchaus fehlen: das war auszurufen, als Sonntag mittags im Thalia-Theater der „Opern-Probe-Bühne-Verein“ unter Direktor Max Wigodski die Oper „Wahntrud“ von Ferdinand Rudolf, nach einer dramatischen Dichtung von August Schmitz, aufzuführen versuchte. Wie gern hätten wir eine Spur selbst von einem noch so verfahrenen Können, von einer paradoxen Produktivität herausgefunden! Allein angefangen von dem Text bis zum Chor und zum Orchester das lauteste Nichts an Können, höchstens ausgenommen die Leistung des Herrn Willy Graul als Nigin und die Mühe, die sich der Leiter des Ganzen gab, ein Umschmeißen noch vor dem Finale zu verhindern! Dem Verein wird Geldgeschick vorgeworfen; seine gegenteilige Versicherung nehmen wir achtungsvoll zur Kenntnis; allein wenn er durch solche Darbietungen zu jener Vermutung reizt, so ist er insoweit selber an dem Verdacht mitschuldig! — sz.

### Volkstunde.]

— Die Wünschelrute spielt noch gegenwärtig eine Rolle, um verborgene Wasseradern in der Erde nachzuweisen. Der Direktor der norwegischen geologischen Untersuchung, Dr. Hans Reusch, hat (nach „Naturen“) durch eingehende Experimente mit einem derartigen Wasserforscher dieser Auffassung den Garaus gemacht. In Norwegen dient als Wünschelrute ein 2-füßiger gegabelter Zweig von irgend einem Laubholz; in Dänemark muß es nach Feilberg (Dansk Vandeliv), ein Zweig von einer Weide sein, die am Wasser wächst. Beim Gebrauche werden die beiden Enden derart mit den Händen angefaßt, daß eine gewisse Spannung entsteht und die Rute horizontal liegt. Passiert der Träger der Wünschelrute eine unterirdische Wasserader, so biegt die Rute sich aufwärts, und die neue Stellung der Rute kann zur bisherigen eine Neigung von 90, ja 120 bis 140 Grad haben. Man müßte erwarten, daß die Rute wieder in ihre frühere Lage zurückkehren würde, wenn die Wasserader passiert sei; dies ist jedoch nicht beobachtet worden. Die Wünschelrute dreht sich nicht in der Hand des Trägers, sondern infolge der durch die Wiegung hervorgerufenen Torsion. Wie diese entsteht, ist noch nicht untersucht. Die Reusch bemerkt, ist es zwar möglich, daß der Träger die Rute bewege, ohne daß unbefangene Zuschauer die Bewegung der Hände wahrnehmen; er glaubt aber, daß die Drehung der Wünschelrute unbewußt erfolge. Der Glaube an die Wirksamkeit der Wünschelrute hat nach Reusch seine Grundlage in der Vorstellung des Volks, daß das unterirdische Wasser den Erdboden in der Form von Adern, den oberirdischen Strömen analog, durchfließe. Der häufige Erfolg derartiger Quellsucher in Norwegen wird darauf zurückgeführt, daß einerseits infolge der klimatischen Verhältnisse in Norwegen überall, wo lockere Bodenschichten von nur einigen Metern Mächtigkeit das feste Grundgebirge überlagern, gute Aussicht auf die Erreichung wasserführender Schichten ist, — daß andererseits aber die Quellsucher es nicht an Aufforderungen und Ermunterungen zur Weiterarbeit fehlen lassen und der endliche Erfolg so zur Steigerung des Renommées beigetragen habe. Zudem untersuchen sie auch, auf ihre Erfahrung gestützt, die Umgegend; es fehlt aber nicht an Beispielen, wie dem französischen Abt Barmelle, der aus seinen geologischen Beobachtungen auf das Vorhandensein des Wassers schloß, trotzdem aber bei den Bauern die Wünschelrute benutzte, damit dieselben vertrauensvoll und gewissenhaft seine Anweisungen befolgten. — („Prometheus.“)

### Psychologisches.

— In der Münchener Psychologischen Gesellschaft sprach unlängst Dr. Fogt über die Untersuchungen der Heidelberger Schule über Beeinflussung der psychischen Vorgänge durch einige Genußmittel und Arznei-

stoffe". Nach der *M. Mlg. Ztg.* erörterte der Vortragende zunächst die von Kräpelin und seinen Schülern angewendeten Untersuchungsverfahren und teilte dann einige Ergebnisse der lehtjährigen über einige Arznei- und Genussmittel mit. Von Trional (einem Schlafmittel) konnte festgestellt werden, daß es die Auffassungsfähigkeit herabsetzt und die centrale Auslösung koordinierter Bewegungen erschwert. Ohne Zweifel beruht hierauf seine einschläfernde Kraft, da zum Erzeugen von Schlaf Fernhaltung äußerer Reize und motorische Verhinderung Grundbedingung ist. Durch Brom war nach Gewiß von 2 Gramm das Einprägen und Festhalten von Zahlen erschwert. Da es (Brom) aber bei gewissen Zuständen von innerer Spannung und erhöhter Reizbarkeit beruhigend wirkt, kann es, wenn eben solche Zustände als Arbeitshindernisse vorliegen, durch seine Wirkung auf diese das Lernen indirekt erleichtern. Es hat also das Brom eine spezifische Wirkung auf ganz bestimmte Veränderungen im Seelenleben, auf das es beruhigend wirkt. Es ist jedoch kein Schlafmittel, obwohl es gegebenenfalls infolge seiner Wirkung auf die innere Spannung auch schlafbefördernd wirken kann. Der Thee, resp. dessen Bestandteile, Coffein und Thee-Öle, getrennt untersucht, ergab, daß Coffein eine Erhöhung der Muskelkraft erzeugt, die Auffassungsfähigkeit für äußere Eindrücke verbessert und den Ablauf gewohnheitsmäßiger Associationen erleichtert. Das Thee-Öl übt einen geradezu lähmenden Einfluß auf die Muskelarbeit, erleichtert jedoch auch die Association und giebt subjektives Erheiterungsgefühl. Es ergibt sich daraus fürs praktische Leben, daß in Fällen, wo wir eine vorübergehende Steigerung unserer Muskelkraft erzeugen wollen, eine entsprechende Dosis Coffein in jeder Beziehung zweckmäßiger ist als Thee. Das größte Interesse für weitere Kreise des Publikums beanspruchen die Ermittlungen von Schaffenburg über die Alkoholverwirkung. Er hat eingehende Versuche mit Schriftsehern und zwar in Tagen, in denen die betreffenden sich alkoholfrei hielten und in solchen, in denen sie Alkohol zu sich nehmen, angestellt. Es hat sich gezeigt, daß die Differenzen der Arbeitsfähigkeit ganz bedeutende waren und zwar sehr zu Ungunsten des Alkoholgenußes, der nur momentan eine Steigerung der Arbeitskraft herbeiführen kann, der sehr rasch ein lähmender Rückschlag folgt. Es ergab sich, daß bei einer Gabe von 80 Gramm Alkohol (das würde also etwa bei Münchener Bier in einem Quantum von 2,5 Liter enthalten sein) die Nachwirkung nach 24 Stunden noch nicht verschwunden ist. Man muß daher jeden als einen Trinker bezeichnen, bei dem eine Dauervirkung des Alkohols vorhanden ist, d. h. also jeden, der mit erneuter Aufnahme von Alkohol einsetzt, wenn die Wirkung der vorherigen Gabe noch nicht verschwunden ist. Es sind demnach viel mehr Leute Trinker, als sie glauben, denn viele meinen, mit zwei, drei Litern Tagesquantum mäßig zu sein. Dr. Fogg gab der Meinung Ausdruck, daß man dem Publikum, um es vom Alkoholmißbrauch zurückzuführen, nicht nur Bierherzen und Biernieren, sowie Statistiken über den Zusammenhang von Alkoholisimus mit Verbrechen und Irrenum vor Augen führen solle, sondern gerade diese Ergebnisse Kräpelin's, welche zeigen, daß anhaltender Alkoholgenuß, wenn auch geringen Grades, schon insofern ist, dem Menschen die Fähigkeit für schwierige und hochwertige Arbeiten ganz unmerklich zu nehmen, ein Schwächen seiner Eigenart zu bewirken und ihm die Kraft, große verantwortungsvolle Aufgaben zu lösen, verlieren zu lassen.

**Meteorologisches.**

— Die geographische Ausbreitung des Schneefalls. Die Nachrichten über ausgedehnte Schneefälle, die jüngst in Italien eingetreten sind, haben beim Publikum die Frage, bis zu welchen geographischen Breiten Schneefälle überhaupt eintreten, zur Erörterung gebracht. In wissenschaftlicher Beziehung ist dieselbe von Dr. H. Fischer genau beantwortet. Ueber die wichtigeren Ergebnisse dieser Untersuchung berichtet die *M. Mlg. Ztg.*: In dem hochliegenden Binnenlande Spaniens tritt Schneefall in jedem Winter ein, doch ist er meist unbedeutend. Madrid hat durchschnittlich in jedem Jahre drei Tage mit Schnee. Im südlichen Frankreich kommt Schneefall häufig vor und an der französischen Küste des Mittelmeers sind strenge Winter durchaus nicht selten. In Mais lag im Winter 1829-1830 nicht weniger als 53 Tage lang Schnee; 1844-45 fiel zu Marseille in 36 Stunden sogar so viel Schnee, daß derselbe 1/2 Meter hoch den Boden bedeckte. An der italienischen Küste kommt Schnee nirgendwo regelmäßig in jedem Winter vor, aber die Berge in der Umgebung Noms waren 1788 schon Ende November mit Schnee bedeckt und im darauf folgenden Dezember hatte Rom 5 Zoll Schnee. Im Dezember 1879 erlebte man in Neapel Schneestürme und Frost und Ende Januar 1858 lag hoher Schnee auf den Straßen und Plätzen von Palermo. Athen hat im Winter Schneefälle, in einigen Jahren sehen dieselben indessen aus. Selten ist Schneefall auf dem Ägäischen Meer, häufig dagegen in Konstantinopel. Im Winter 1857 bis 1858 bedeckte daselbst eine Schneedecke von ein Meter Höhe viele Wochen lang den Boden und unter der Schneelast stürzten Häuser ein. Vom 19. November bis anfangs März dauerte mit geringen Unterbrechungen der Frost. Das Goldene Horn war in weiter Ausdehnung gefroren. Ähnliche rauhe Winter finden sich auch an der Nordküste Kleinasiens ein. Auf Cypern bedecken sich die höchsten Berge im Winter mit Schnee. In Damaskus ist dagegen Schneefall im Laufe vieler Jahre sehr selten. Palästina hat im Winter nur ausnahmsweise Schnee und

Frost; in Jerusalem tritt durchschnittlich alle drei bis vier Jahre gelegentlich Schneefall ein. Doch war ausnahmsweise im Jahre 1759 ein großer Teil des Lands mit Schnee bedeckt und 1818 lag in Jerusalem fünf Tage lang tiefer Schnee. Selbst am Mittellauf des Euphrat, in Mesopotamien, kommt es im Winter nicht selten zu Schneefall. Die Gebirge der Sinai-Halbinsel bedecken sich im Winter mit Schnee, so daß nach Burckhards Angaben der Moses- und Kotharinaberg infolgedessen oft unzugänglich werden. In Aegypten ist Schnee selten aber 1855 hatte Kairo an zwei Tagen Schneefall. Im April 1850 fiel in Ghadames wiederholt Schnee, ebenso in Tripolis. Auf dem algerischen Plateau ist Schneefall keine Seltenheit, manchmal bedeckt Schnee die Hälfte von Algier. Auf den Gebirgen des Französischen Hochlands fällt im Winter viel Schnee, die centralen Senken bleiben dagegen schneefrei. Vorderindien hat Schneefälle nur im Gebiet des Himalaya, im südlichen China reichen sie dagegen noch über den Wendekreis hinaus. Sehr selten kommt Schnee in Kanton vor, aber im Gelben Meer ist es durchaus nichts Seltenes. In Yokohama fiel im Winter 1861 der Schnee 20 Zoll hoch. In Nordamerika kommt am Mississippi Schnee bis zu 81,5 Grad n. Br. vor; New-Orleans hatte schon Winter mit vier Zoll Schnee, der mehrere Tage liegen blieb. Selbst in Tampico, südlich vom Wendekreis, am Gestade des mexikanischen Meerbusens, ist schon Schneefall beobachtet worden.

**Humoristisches.**

— Was noch fehlt. Maler: „Nun, Sepp, wie gefällt Dir meine Bauernstube — die wird wohl echt sein?“ „Dös scho', dös scho' — aber 's fehlt was!“ „Maler: „Oho... was dem?“ „D' Flieg'n, Herr Professor!“ —

— Auch das noch. Junger Arzt: „Denken Sie, der Patient, der mich in der Sprechstunde konsultierte, hat mir vom Korridor meinen Leberzieher mitgenommen.“ Diener: „Das ist gemein! Den Kerl hab' ich mir sogar für fünfzig Pfennig gekauft, damit wir überhaupt 'mal einen Patienten haben!“ —

**Notizen.**

— Im Schauspielhaus wird die Aufführung einer Bühnendichtung „Römische Sonne“ von Aly vorbereitet. —

— Georg Engels wird in der nächsten Saison im Neuen Theater in der Komik „Serenissimus“ und andren Stücken gastieren. —

— Shakespeares „Macbeth“ wird am 13. März neu-einstudiert mit Matkowsky in der Titelrolle, im Schauspielhaus aufgeführt werden. —

— Galbes Drama „Haus Rosenhagen“ geht am 14. Februar im Dresdener Hoftheater in Scene. —

— Holger Drachmanns neues Drama „Guerre“ erzielte bei der Erstaufführung im Kopenhagener National-Theater einen großen Erfolg. —

— Arnold Krugs Chorwerk „Hingal“ wird am 2. März in der Singakademie vom Weinbannischen Männerchor und dem Philharmonischen Orchester aufgeführt. Vera Goldberg und A. van Ewehl haben die Solopartien übernommen. —

— Das französische Orchester von Eouard Colonne kommt am 15. März nach Berlin, um zwei Konzerte, eins im Opernhaus, eins in der Philharmonie (23. März) zu geben. —

t. Die goldene Medaille der Londoner Astronomischen Gesellschaft ist für dieses Jahr Professor Pickering, dem Leiter der Sternwarte an der Harvard-Universität in Cambridge (Massachusetts) zuerkannt worden. —

— Für die Vangeschichte der Wartburg wäre es von großem Wert, fünf alte Grund- und Aufrisse wieder zu finden, welche im Jahre 1550 der Renaissancebaumeister Nikolaus Gromann von der Burg und ihren einzelnen Teilen gefertigt hat. Diese fünf Blätter sind seit den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts verschollen. Möglicherweise befinden sie sich noch in einem in Pergament gebundenen Band von Bauakten über die Wartburg aus dem 15. und 16. Jahrhundert, der ebenfalls seit etwa 40 Jahren verschollen ist. Man bittet Nachrichten, die zur Wiederauffindung dieser wertvollen Pläne und Bauakten führen könnten, an Prof. Dr. Paul Weber in Jena gelangen zu lassen. —

c. Ein merkwürdiger Gesetzentwurf ist in der gesetzgebenden Körperschaft des Staates New York eingebracht worden. Durch diese Bill sollen die Verleger und Leiter von Zeitungen gezwungen werden, ihre Publikationen in größeren Buchstaben zu drucken, als sie gegenwärtig gewöhnlich gebraucht werden. Es sollen keine Typen unter acht Points mehr zur Verwendung gelangen. Diese Maßregel soll durch die Beobachtung der Augenärzte veranlaßt worden sein, daß die Schärfe bei den New Yorker in einer beunruhigenden Weise abnimmt; die Aerzte suchen den Grund dieser Thatsache in der Verkütre der Zeitungen, die mit zu kleinen Lettern gedruckt sind. —